

19

DIE ZEIT

Opernhäuser brennen schön. Und immer wieder. Angesichts der Feuerschübe und Qualmwolken über Venedig und der Altstadt von Barcelona vor wenigen Jahren drängte sich einem sofort der Gedanke an die Vergänglichkeit dieser leicht entzündlichen Kunst auf. Und der Gedanke ging weiter und krümmte sich schliesslich zu der Frage, wie lange sich Europa diesen Luxus seiner Hochkultur insgesamt noch leisten will und ob nicht gerade die Brände von Venedig und Barcelona letzte illuminierende Zeichen wären, Signale für den Aufbruch in eine Zeit, in eine Gesellschaft, die ihre Kultur nicht mehr benötigt.

Vor ein paar Wochen sass die neue Künstlerische Leitung des Teatre Liceu in Barcelona in meinem Büro, und es ging um gemeinsame Unternehmungen. Die Herren erzählten vom Wiederaufbau, ihren ehrgeizigen Plänen, dem vernünftigen, grosszügigen Budget, das ihnen zur Verfügung steht - an der Neueröffnung dieser Oper im Herbst 2000 kann es keinen Zweifel geben. Eine vitale Stadt, kunstsinnige Politiker, spendenfreudige Wirtschaftsunternehmen, eine am Geschehen besorgt-frohlockend teilnehmende Weltöffentlichkeit sind der Versicherung genug, um an ein neues Leben für das Teatre Liceu glauben zu können.

Vor ein paar Wochen sass ich auch im Büro meines Kollegen des La Fenice in Venedig, freilich nicht im La Fenice, denn das ist ja eine Baustelle, sondern im PalaFenice, einem riesigen Zelt, das dem Theater bis auf weiteres als Ausweichspielstätte dient. Bis auf weiteres heisst auch hier bis zum Jahr 2000: Tod und Auferstehung der Oper synchron - im Baskenland, im Veneto. La Fenice, der Phönix, ist schon öfter in Asche aufgegangen und aus selbiger wieder aufgefliegen. Die Krise gilt zumindest für dieses Opernhaus als normale Lebensform. Der venezianische Modus vivendi hat jedoch mit dem baskischen wenig gemein. Zwar nimmt auch hier die Welt finanziell und emotional an den Wiederbelebungsversuchen der Oper teil, Woody Allen soll sogar einmal versehentlich und gewaltsam von der Baustelle vertrieben worden sein, aber der einheimische Elan hält sich nonchalant in Grenzen. Dafür dominiert die Fürsorge der Gewerkschaften für das unterbeschäftigte Personal: 340 Mitarbeiter zählt das La Fenice heute, so viele wie in Zeiten intensiver Produktion, davon allein ein halbes Hundert für die Administration. Der künstlerische Etat jedoch (aus dem auch die Unterhaltskosten für das Zelt bestritten werden), liegt hingegen bei weniger als 8 Millionen DM. Davon müssen dann noch die Künstler (mit Ausnahme des Orchesters) engagiert werden, der Spielplan weist folglich vor allem Konzerte und Gastspiele aus. Ein perpetuum stabile ist das PalaFenice im Moment also, ein riesiges Zelt mit einer kleinen Stecknadel voll Kunst.

In einigen nordfranzösischen Städten, z.B. in Lille, ist man die Sache mit den Gewerkschaften und der Flexibilität von Theatern anders angegangen. Die Häuser wurden für dringend sanierungswürdig erklärt, der Betrieb auf Jahre hin geschlossen, die Subvention gestrichen. In der Schweiz wiederum wäre das alles so leicht nicht möglich, vor allzu umstandslosen Politikerentscheidungen steht hier immer noch das Volk. Man muss sich vorstellen, dass in Basel, einer Stadt mit inzwischen nur noch 170 000 Menschen, ein Theaterbetrieb und ein Orchester für rund 80 Millionen DM unterhalten und mit dem ebenso kleinen Nachbarkanton Basel-Land gemeinsam finanziert werden, und das, obwohl Subventionsentscheidungen schon durch eine Initiative von mindestens 2000 Stimmen einem Referendum unterstellt und dadurch dem Ermessen jedes einzelnen Bürgers ausgeliefert werden können. Dergleichen Referenden hat das Theater in Basel übrigens immer wieder erlebt und überlebt. Sie haben die Eröffnung des neuen Theaters 1975 durch die Sperrung der Betriebskosten für die Bühne in das Foyer verbannt (wo Hans Hollmann sardonisch mit „Die letzten Tage der Menschheit“ die Subventionsfeindlichkeit konterte), sie verhinderten 1993 aber auch die von der Politik vorgesehene Kürzung des Theateretats um 30% und lösten im letzten Herbst eine Aufstockung um Millionenbeträge aus. Man stelle sich vor, es geht um Theatersubventionen, und das Volk sagt Ja... Das Geld wird hierzulande in der Regel auf 5 Jahre gesprochen, nur so ist Basisdemokratie überhaupt zu ertragen. In der Zwischenzeit kann niemand einem Theater, Orchester oder Museum in die Tasche greifen. Trotzdem hat dieses System auch die Hochkultur krisentrainiert: Man kennt keine Flächentarifverträge, arbeitet in Technik und Verwaltung 42 Stunden, kommt mit weniger Personal aus als in vergleichbaren Häusern in Deutschland. Muss man auch, wenn man alle erdenklichen Referendumsturbulenzen am jeweiligen Ende von Subventionsperioden überstehen will.

In der Schweiz, in Italien, Frankreich, Spanien: Theater brennen, Theater prosperieren, Theater werden gebaut, geschlossen. Ein bisschen anders ist das in Deutschland schon. Denn Theatersterben ist augenblicklich die eigentliche Meisterschaft in Deutschland. Sterben kann nur, was einmal gelebt hat, und gelebt, gut gelebt, hat Theater in Deutschland. In beiden Deutschland. Als ideologischer Rüstungsbetrieb im Kalten Krieg. Nun setzen die Verschrottungen ein. Dieses Sterben hat zweifelsfrei mit jener Depression zu tun, die zugleich Massenentlassungen und Rekordrenditen produziert: freilich nicht für die gleichen Leute, freilich - was die Gewinne anbetrifft - nicht für die öffentliche Hand. Kultur stirbt langsam, langsamer beispielsweise als das Handwerk, die RAF oder der deutsche Schlager. Dieses Sterben wird uns noch lange beschäftigen. Es wird vielleicht sogar von kurzzeitigen

Euphorien und scheinbaren Verbesserungen des Gesundheitszustandes begleitet sein, von Jahrhundertfeiern oder neueröffneten Opernhäusern in Kurbädern, aber es wird weitergehen. Denn die Gesellschaft, die diesen Reichtum an Kunst einmal akkumuliert hat, diese Idyllen der ästhetischen und intellektuellen Erregung und Auseinandersetzung jenseits des immerwährenden ökonomischen Terrors draussen, diese Gesellschaft geht unter. Lachend, denn die Meister in Deutschland sind heute Spass-Zauberer, die, hinter einem McDonalds-Hamburger hervorschielend, ihr um Atem ringendes Massenpublikum mit geistreichen Bonmots und neckischen Blicken bewusstlos kitzeln. Da duckt sich die Hochkultur unter Lachsalven. Im Hintergrund, schallgedämmt, Börsengeschrei. Wer wird da schon protestieren! Der Zuschauer? Die öffentliche Meinung? Politiker jedenfalls bestimmt nicht. Wer lacht, lehnt sich automatisch zurück. Es fällt auf, dass sich aus diesem Meinungs-zirkus um die Zukunft unserer Kultur die Politik längst zurückgezogen hat. Wann hätten diese Leute, die per politisches Amt dafür verantwortlich sind, je etwas Erfrischendes gesagt zu Theater- und Museumsschliessungen, permanenten Lohnkürzungen, Tarifverhandlungsaporien, Medien-Ignoranz bei den öffentlich-rechtlichen Sendern, steuerrechtlichen Behinderungen, Betriebswirtschaftsvisitationen, zu diesem ganzen und Controlling-Furor, der über die Kulturlandschaft hereingebrochen ist? Man überlässt es Herrn Reich-Ranicki und anderen Greinern, sich gegen den vermeintlich wirklichkeitslosen und barbarischen Narzissmus des Betriebes zu echauffieren, mehr Ernsthaftigkeit und Legitimations-Selbstanspruch einzuklagen. Den Rest besorgen die Freunde von McKinsey und dergleichen: Die substantielle Sprachlosigkeit der Kulturpolitik wird durch ihre Bauchredner aus der Wirtschaftsberatungsbranche überspielt.

Wer das Theater, in Deutschland oder anderswo in Europa, mit den Argumenten der Oekonomie zu verteidigen versucht, hat schon verloren. Gespart worden ist genug in den letzten Jahren, der Rotstift abgebrochen. Aber es wird wieder gespitzt, weiter gespart werden. Die Verzifferung schreitet fort. Wenn eine Gesellschaft ihre Kultur nicht mehr braucht, dann braucht diese Kultur auch die Gesellschaft nicht mehr, sie kann Abschied nehmen. Wo aber Gefahr wächst, wächst das Rettende auch. Die Gefahr wächst zweifelsohne, aber das Rettende, die Kultur, schrumpft. Da kommt der Moment der absurden Befreiung: Wir haben keinen Auftrag mehr, erfüllen wir ihn, hemmungslos.

Michael Schindhelm

23.4.98